

Emil Staigers Goethebuch

Autor(en): **Howald, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EMIL STAIGERS GOETHEBUCH¹

Von Ernst Howald

Die Kühnheit eines Unternehmens, wie es außer allem Zweifel ein auf mehrere Bände berechnetes Goethebuch darstellt, legt es nahe, dieses Werk zuerst einmal in die Entwicklungsgeschichte seines Verfassers einzuordnen. Emil Staiger hat in relativ jungen Jahren bereits ein großes Oeuvre hinter sich. Er fing, dem Zeitgeist verpflichtet, mit stark philosophisch orientierten Arbeiten an. Da darin eine ursprünglich philosophische Begabung unverkennbar war und mit sicherem Instinkt literarhistorische Fragen gewählt wurden, die eine solche Behandlung nicht nur ertrugen, sondern nach ihr riefen, wie etwa Hölderlin und sein Tübinger Freundeskreis oder wie das Verhältnis Goethescher, Brentanoscher, Kellerscher Lyrik zum Problem der Zeit, erregte er rasch die Aufmerksamkeit sowohl als Schriftsteller wie als junger Dozent. Dem rückblickenden Beobachter wird vor allem als charakteristisch auffallen, mit welchem Maß und welchem Takt er arbeitete, mit unbeirrbarem Spürsinn für den Kairos seiner Aufgabe. Für viele mag es eine noch immer nicht verwundene Enttäuschung bedeuten, daß Staiger auf einmal diese Bahn verließ und einer ganz anderen Betrachtungsart sich zuwandte. Es war ein wirklicher Stilbruch, vielleicht um so deutlicher bemerkbar, ja fast provozierend bemerkbar gemacht, als er, nachdem er bereits eine gewisse Zeit hindurch den neuen Weg eingeschlagen, gleichsam aus Dankbarkeit und als Abschiedsgruß dem alten Ideal noch einmal huldigte, in seinen Grundbegriffen der Poetik, in der er die alten braven Begriffe der Epik, Lyrik und des Dramas in metaphysischen Tiefen verankerte. Das Buch fand neben einzelner Widerspruch hohe Anerkennung; vielleicht hat aber darin manchen Leser mehr als diese letzten Dinge jene Fülle von oft nur zart angedeuteten Interpretationen bezaubert, Anzeichen des neuen Geistes. Dieses Neue bestand eben darin, in der reinen, keinem andern Ziele dienenden Interpretation. In einer großen Zahl von Aufsätzen, die, schon vor der Poetik, in einem Bande vereinigt wurden, legte Staiger Interpretationen einzelner Kunstwerke vor. Deutsche Dichtungen aller Gattungen (ein von ihm gern begangener Nebenpfad führte ihn hie und da auch zu musikalischen Schöpfungen) fanden ihre Deutung. Sie war völlig unpräventiös, bar aller Gewalttätigkeit, so sehr

¹ Emil Staiger, Goethe. 1749—1786. Atlantis-Verlag, Zürich 1952.

dem jeweiligen Objekt angepaßt, so zurückhaltend auch in der sprachlichen Formulierung, daß man erst nach und nach inne wurde, was für eine Meisterschaft darin stecke. Auch Staiger selber mag erst mit der Zeit sich darüber klar geworden sein, daß er damit seinen Weg gefunden, daß dies sein Beitrag zur Germanistik der Gegenwart sein werde, seine unverwechselbare Leistung und sein Ruhm. In einem Aufsatz mit dem Titel «Die Kunst der Interpretation» hat er dann vor nicht langer Zeit meisterhaft — diesen vielmißbrauchten Ausdruck wage ich hier in seinem vollen Klange anzuwenden — an einem Mörrike-Gedicht gezeigt, was er unter Interpretieren versteht. Wiewohl er dabei gleichsam hinter die Kulissen blicken ließ, so war doch nichts von Zwang und Zerredung zu spüren, und das Gedicht stand am Ende vor dem Leser in makelloser Reinheit, aber unendlich gesteigerter Schönheit. Als kleines Kuriosum schloß sich dieser Schrift etwas an, was man mit gewissem Recht ein Duell des alten Emil Staiger mit dem jetzigen nennen konnte. Für den ersteren trat als Suppleant kein geringerer als Martin Heidegger auf den Plan. Die Partie endete nach mehrmaligem Kugelwechsel remis. Dem aufmerksamen Beobachter konnte es aber nicht entgehen, wer Sieger sei: nicht der Philosoph.

Bewunderer und Neider, an denen es verständlicher Weise auch nicht fehlte, sahen nun aber der weiteren Entwicklung Staigers, die einen mit einer gewissen Besorgtheit, die andern mit Schadenfreude entgegen. In der Tat, man konnte sich nicht recht vorstellen, daß er nun für den Rest des Lebens in Interpretationen mache. Die Antwort darauf ist jetzt erfolgt, sie besteht im Goethebuch. Stehen wir vor einem neuen, einem zweiten Stilbruch? Ein verweilender Blick auf das neue Buch wird einem sofort deutlich machen, daß davon nicht die Rede sein kann. Das Buch ist, nur schon den Kapitelüberschriften nach zu schließen, eine Kette von Goethe-Interpretationen, hie und da unterbrochen durch Biographisches, sei es Goethe selber betreffend, wie das Anfangskapitel über seine Jugend, oder Carl August oder Frau von Stein. Wenn man das erkannt hat, wird man sich zuerst die sicher berechtigte Frage stellen, ob sich das so gehört, ob es nicht ein Mißbrauch des Lebens ist, dieses mehr nur als Rahmen für Werkinterpretationen zu verwenden. Dies Bedenken fällt aber sofort dahin, wenn bei einem Dichter Leben und Werk sich decken, wenn das Werk, die Dichtung eine dauernde Lebensemanation, eine Konfession ist, so daß die Interpretation des Werks zugleich die einzige legitime Interpretation des Lebens ist. Und wo wäre das in höherem Maße der Fall als bei Goethe? Nur bei wenigen andern Dichtern wäre anderseits das Verfahren Staigers möglich und erfolgreich. Schon in der

Stoffwahl hat sich also der untrügliche Instinkt Staigers bewährt und bestätigt, indem er sich eine seinem Wesen gemäße, eine herrliche, viele Jahre seines Lebens füllende und bereichernde Aufgabe und eine überhaupt nicht abzumessende Entfaltungsmöglichkeit eröffnet hat.

Doch ist es nun an der Zeit, zum Buch selber zu kommen. Seit einigen Tagen liegt es vor uns, ein Band von über 550 Seiten, in schönen Lettern gedruckt, einfach und leicht kokett-altmodisch gebunden, am Schluß mit sorgfältigen Indizes ausgestattet. Schon durch sein Aeußeres zeigt es an, daß es sich nicht allein an den Fachmann wendet, ein Blick ins Innere, die Lektüre weniger Seiten, die warme Sachlichkeit ihres Stils überzeugt uns, daß es sich nicht um eine Heroisierung handelt, sondern um das aus eigenem, verpflichtendem Erlebnis geborene Anliegen, die Fülle und Erfüllung des reichsten menschlichen Lebens, eben des Goetheschen, uns zu vermitteln. Es ist ein erster Band, dem im Laufe der Jahre noch zwei weitere folgen sollen. Er führt bis zur italienischen Reise, die bekanntlich eine einschneidende Zäsur in Goethes Leben bedeutet. Der Rhythmus dieser voritalienischen Lebensperiode ist nochmals durch einen nicht weniger sich aufdrängenden Einschnitt gehäuft, den Uebertritt nach Weimar im Jahre 1775. Diese Feststellungen würden nichts bedeuten, wären sie nur äußere Ordnungsprinzipien zuhanden des Inhaltsverzeichnisses. Sie sind aber mehr, und mit dieser Erkenntnis bahnt sich ein erstes Verständnis für das Einmalige und Erstmalige des Buches an. Aeüßerlich gibt sich dieses darin zu erkennen, daß jeder der beiden Hauptteile durch ein zusammenfassendes Schlußkapitel resümiert ist mit den lapidaren Titeln 1775 und 1786. In beiden wird der Versuch unternommen, Goethe zu sehen und zu beurteilen unter Ignorierung alles dessen, was nachher aus und mit ihm geworden, fast könnte man sagen, so als wäre er 1775 oder 1786 gestorben. Das ist freilich nur bis zu einem gewissen Grade möglich und wünschenswert, da es töricht wäre, sich unnötigerweise den Rätseln auszuliefern, die Frühverstorbene dem Verständnis stellen. Gerade in der vorweimarerischen Zeit würde man wahrscheinlich ohne das Wissen um die Fortsetzung die Ansätze zum Maß und zur Einfügung in ein Ganzes ob dem Titanischen und dem Ichkult überhören. Diese Ansätze sind aber da, wenn auch erst nachher sichtbar wird, wie ganz anders die Entwicklung weitergeht als etwa bei Lenz oder Klinger. Sie zeigen sich in der Anerkennung eines Du neben dem Ich, eines Du, das ebenbürtiger Partner des Ich ist. Es trägt einstweilen den vagen Namen Natur. «Immer ist Natur der Name für das, was Goethe eigentlich liebt, das große ebenbürtige Du für das

große allumfassende Ich.» Noch ist diese Natur etwas Unbestimmtes, im Ahnen und Hoffen ist sie beheimatet. Sie umfaßt einen gewaltigen Rayon von der unfühlenden Natur im engern Sinn bis zur Gesellschaft mit allen Varianten der Verhaltensweise zu ihr. Aber sie ist rudimentär bereits in dem jungen Menschen vorhanden. Das Nachherige mag uns helfen, es überhaupt zu bemerken, aber es darf ihm vor 1775 noch kein fester Name, es dürfen ihm keine festen Konturen gegeben werden, wenn man nicht fälschen will. Eindringlich wird uns in diesem zusammenfassenden Kapitel, nachdem wir natürlich durch die vorhergehenden darauf vorbereitet worden sind, dies tastende Suchen vor Augen geführt, das sich vor allem in experimentierendem Schwanken von einem Stil zum andern manifestiert, was alles ihn davor bewahrt, allzu früh sich festzulegen oder sich zu verhärten, weil das zu hoch angesetzte Ziel nicht erreicht werden kann. Nicht minder eindrucksvoll wird uns dann im Kapitel 1786 gezeigt, wie diese Fülle der Wege und Versuche sich vereinfacht in den Jahren vor der italienischen Reise. Fast könnte man von einer Verarmung sprechen, wenn man nicht erkennt, daß es sich vielmehr um eine Verpuppung handelt. Wir verstehen das, nachdem wir in den Zwischenkapiteln die äußern und innern Ursachen dieses Vorganges kennengelernt, die Atmosphäre des Hofes, die Liebe zu Frau von Stein, die Not des unruhigen Innern. So bahnt sich ein neues Verhältnis zwischen dem Ich und dem Du an, dessen Domänen aus der Vagheit des Erahnten heraustretend die fest umschriebenen Formen der Gesellschaft und der Natur annehmen. Die Kunst fügt sich immer mehr ins gediegene Leben ein, Leben und Kunst decken sich mehr und mehr und treten zusammen zu jenem Lebenskunstwerk, das wir die Totalität Goethe nennen. Die Weimarer Kapitel haben uns Schritt für Schritt zum Verständnis dieses Prozesses geführt. Die Abschnitte, die den äußern Faktoren desselben gewidmet sind, etwa Carl August oder Frau von Stein, zeigen eine Kunst der Menscheninterpretation, die sich ebenbürtig neben die Werkinterpretation stellt. Ein Kapitel soll aber aus diesem Zusammenhang noch besonders hervorgehoben werden. Es trägt die Ueberschrift «Natur». Nirgends erweist sich der Gedanke der zeitbeschränkten Betrachtung als fruchtbarer. Es ist, namentlich bei Anlaß des Jubiläums von 1949, eine Unmenge von Schriften über den Naturforscher Goethe erschienen. Auch jedes Goethebuch widmet diesem Problem ein mehr oder weniger qualvolles Kapitel. Alle diese Behandlungen gehen vom Endzustand aus, vom Endgültigen, heiße es Farbenlehre oder Metamorphose der Pflanzen. Auf die Anfänge wird nur nebenbei hingewiesen als eben etwas Unvollkommenes.

Diese Endprodukte müssen nun mühsam erklärt oder verteidigt oder resigniert entschuldigt werden. Zu einem Verständnis, das aller dieser Machenschaft nicht bedarf, kann man nur gelangen, wenn man erkennt, wie und wann sich Goethe überhaupt der Natur zugewendet hat. Das geschieht in den Jahren vor der italienischen Reise. Die Natur ist ein Teil des Du, das seinem Ich entspricht, als solcher abgestimmt auf das Ich, allein imstande, darauf zu reagieren. Nur zu dieser Natur kann er überhaupt den Zugang suchen und finden. Seine ganze spätere Naturforschung ist ein Entwicklungsprodukt aus diesen Anfängen und nur aus ihnen zu verstehen. So glaube ich, daß dieses Kapitel eine Offenbarung bedeuten wird, ein Erfolg, der wesentlich einer bewunderungswürdig konsequenten Haltung zu verdanken ist.

Ist es so wohl deutlich geworden, daß die Biographie nicht bloßer Rahmen für die Interpretationen, sondern ein lebendiger Organismus ist, so darf man nunmehr, ohne mißdeutet zu werden, feststellen, daß das Zentrum des Buches die Interpretationen sind als die wesentlichen Kristallisationen von Goethes Leben. Wendet man sich ihnen zu, dann wird man sich freilich bewußt, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, dieser Ueberfülle des Gescheiten und Gekonnten gerecht zu werden, das in ihnen enthalten ist. Natürlich sind nicht alle gleicher Vollendung. Ursache dieser Wertverschiedenheit ist aber weniger ein zeitweiliges Nachlassen in der Konzentrationsfähigkeit des Verfassers als der unterschiedliche Rang der zu behandelnden Schriften, ist Staigers Gewissenhaftigkeit doch so groß, daß er auch den undankbarsten Aufgaben ein Kapitel gewährt, Aufgaben mehr positivistischer Natur, wo Goethe nur Repräsentant einer Zeiterscheinung (so in den Geheimnissen) oder einer literarischen Mode ist (zum Beispiel in den Schwänken). Aber selbst diese Abschnitte lassen erkennen, welche hohen Ansprüche Staiger an sich selber zu stellen gewohnt ist. Falls die Materie selber zu wenig herzugeben imstande ist, stattet er diese Kapitel mit Ersatzproblemen aus, die nicht unentbehrlich wären, als ob er die gewohnte Höhe halten wollte. So basiert das Kapitel über die Schwänke auf einer Theorie des Komischen, die über frühere Behandlungen dieses Themas in der Poetik hinausweist und hier eine interessante Zugabe bedeutet.

Doch liegt die Nötigung zu solchen Zutaten angesichts des Goetheschen Werkes natürlich nur selten vor. So können die Interpretationen normalerweise eine völlige Dichte, eine unbeirrbare Konsequenz des Vorgehens zeigen, so verschieden auch ihre Ausgangspunkte sein mögen. Es läßt sich nämlich die gleiche Feststellung auch hier machen, wie bei den früher veröffentlichten

Einzelinterpretationen, daß von keiner Schablone die Rede sein kann, sondern daß immer neu angesetzt wird, um den Zugang zum eigentlichen Herzschlag des Kunstwerkes zu erzwingen. Was schiene an und für sich begreiflicher und verzeihlicher, als daß die gleiche Fragestellung an «Iphigenie» und «Tasso» herangetragen würde, die sich doch so nahe stehen. Dies würde aber eine Verarmung bedeuten, indem der Ausgangspunkt der Tasso-Deutung, das Problem des Dichters als Objekt der Dichtung, ungeahnte Tiefen der Erkenntnis erschließt.

Natürlich hat es auch in den Interpretationen solche, in denen der Verzicht auf das Wissen um das Nachher Erfolge zeitigt, so die Behandlung des Urfaust und der Theatralischen Sendung. Dieses Vorgehen scheint sogar selbstverständlich zu sein, da es sich um erhaltene Fassungen der voritalienischen Periode handelt. Aber das Wort selbstverständlich verliert seinen Sinn, wenn man mit Staunen beobachtet, namentlich im «Faust»-Kapitel, was eine wahrhaft geistige Handhabung eines heuristischen Prinzips zu erreichen imstande ist. Anstatt zu Rechthaberei und Zänkerei um die Datierung von Plänen und Fassungen führt es durch nicht vermiedene philologische Engpässe zu einer vom Leser miterlebten Erkenntnis von Goethes Dichtertum, das «von Anfang an zwischen den Gattungen steht, das Bildhafte musikalisch löst, das Lyrische im Bild verfestigt und nie ein Ziel aus den Augen verliert».

Und doch ist es ein Glück, daß diese künstliche Zurückhaltung nur ausnahmsweise nötig ist: auf die Dauer würde sie sich, so fruchtbar sie sein kann, als quälend erweisen. So fragmentarisch Goethes Dichtung, namentlich der ersten Weimarer Zeit, ist — die zeitliche Abgrenzung des Bandes auf das Jahr 1786 macht dies noch besonders fühlbar —, so steht neben dem Unvollendeten doch eine nicht kleine Zahl von abgeschlossenen Werken: «Götz» und «Werther», «Iphigenie» und «Tasso», um nur die wichtigsten zu nennen, und dann natürlich die Gedichte. Hier fällt nun alles Philologisch-Untersuchende, das sich doch nie ganz verarbeiten läßt, alles Künstliche, eben alle Zurückhaltung weg. In immer neuem Elan, einer immer lebendig sieghaften und doch nie forcierten Gedankenführung wird das Kunstwerk erobert, werden wir dazu gebracht, ohne Gewalt zu verspüren, zu sehen, wo wir vorher nur gestaunt haben. Wählen wir als Beispiel das erste wesentliche Kapitel — vorausgegangen sind Abschnitte über die Kindheit und die schriftstellerischen Anfänge. Es trägt die Ueberschrift «Ganymed» nach dem berühmten Hymnus aus den letzten Frankfurter Zeiten. Es handelt sich also um die Lyrik zwischen Straßburg und Weimar. Darum wird es uns besonders locken, weil

wir aus dem glänzenden Nachwort zum Gedichtband der Artemis-Ausgabe wissen, wie berufen Staiger für die Behandlung der Lyrik und speziell derjenigen Goethes ist. Wir werden erwarten, darauf geführt zu werden, wo und wie der neue Ton, der Goethesche und damit der seither verpflichtende, erklingt, worin er besteht und was er bedeutet. Doch werden wir nicht gleich mit den großen Fragen bombardiert. Harmlos biographisch fängt das Kapitel an, die Sesenheimer Liebe wird Goethes eigener verhaltener Darstellung in «Dichtung und Wahrheit» nachgezeichnet, dann steht, ganz abgedruckt, als ihr ergreifender Ausdruck das Mailed da: «Wie herrlich leuchtet mir die Natur» usw. Das Liebesbekenntnis dieser Verse wird abgehoben von der bald lüsternen, auf jeden Fall selbstischen Erotik der früheren, die Gleichstellung der Liebenden, die auch der Geliebten ihre ganze einmalige Individualität gibt und läßt, und das Einbeziehen der ganzen Welt in das gesteigerte Gefühl. «Was sonst verborgen bleibt, das Leben der Tiefe, gibt sich dem Liebenden kund.» Damit bahnt sich im Leser ein Verständnis an, das nicht nur zum «Ganymed» hinführt und zu seinem «Umfangend umfassen» und damit ins Zentrum der Goetheschen Lyrik weist, sondern bereits auch ahnen läßt, daß das sich so, nur durch das Gefühl, anbahnende Verhältnis zur Natur nach und nach nicht allein durch das Wort des Dichters Ausdruck finden wird, sondern auch weiterem Bemühen, dem wissenschaftlichen, rufen wird. Und damit wird einem verständlich werden, wenn die Genesis einer Beziehung so deutlich gemacht wird, daß dieses Verhältnis zur Natur immer seinen bestimmten Duktus und natürlich auch seine Beschränkung haben wird. Doch das wird der aufmerksame Leser erst ahnen; erst später werden diese Samenkörner aufgehen. Jetzt handelt es sich um eine näher liegende Aufgabe, den schwierigen lyrischen Schöpfungen dieser Zeit Verständnis zu erwecken, dem Halbunsinn (nach Goethes eigenem Wort) von «Wanderers Sturmlied» und «Schwager Kronos». Es folgen ein paar vortreffliche Seiten der Zusammenfassung, die zugleich prinzipielle Fragen, die nicht nur für diese wenigen Gedichte Bedeutung haben, zur Erörterung bringt. Was bedeutet die nicht zu leugnende Verpflichtung Goethes gegenüber Dichtern der Vergangenheit, etwa Hans Sachs und seinen Knittelversen oder der Lyrik Gleims und Hagedorns? Uebernommen wird nur eine alte Schale, entscheidend ist das Neue, jener Wille zur höchsten augenblicklichen Innigkeit. Bei allem Suchen nach einem eigenen Stil, bei aller Buntheit der versuchten Formen ist unverkennbar doch der gleiche neue Ton. Es ist die Stimme der Unmittelbarkeit, der urplötzlichen Intuition. «Den Dichter überrascht ein ungeahntes

überschwengliches Leben, und ebenso überrascht ihn die Sprache. Sie ist für ihn kein Vorrat an Wörtern, dessen er sich bedienen könnte, um einen Gegenstand wiederzugeben. Um dies zu leisten, müßte er den Gegenstand von vornherein kennen. Da dieser erst mit der Stimmung entsteht und mit der Stimmung wieder schwindet, können auch Worte und Verse sich nur bilden, solange die Stimmung währt. Der Augenblick erschafft das Wort und erschafft in eins damit seinen Gehalt.» Das führt zurück zur Literaturgeschichte. Jetzt läßt sich ermessen, wie wichtig für den jungen Goethe die Begegnung mit Herder sein mußte und dessen Gedanken über den Ursprung und das Wesen der Sprache, und wie einzigartig wichtig es ferner war, daß in jenem Moment der deutschen Entwicklung die Sprache von den vorausgehenden Dichtern so vorbereitet war, daß sie dem Schaffenden entgegenkam, und noch nicht so abgebraucht, wie sie es bald nachher wurde. Nicht als Vorrat aber ist sie aufgeschüttet. «Wieviel sie taugt, das will Goethe nur im Augenblick des Sprechens entscheiden. Den Augenblick des Sprechens aber umschreibt er mit Worten, die uns an wohlbekanntes Zusammenhänge erinnern und dennoch überraschen, hier, wo niemand darauf gefaßt ist:

Greife milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von Dir aus.»

Es ist wieder das «Umfangend umfassen». So sind wir vom formalen wie vom inhaltlichen Geschehen aus durch dieses Kapitel so weit gefördert, so reif geworden, daß wir imstande sind, die weitere Entwicklung Goethes, unter Staigers Führung, zu verstehen.

Doch sei damit genug getan. Ein solches Nachzeichnen kann nur unvollkommen sein. Fassen wir noch einmal das Ganze ins Auge. Es ist im tiefsten Sinn ein wesentliches Buch. Der Leser, der es mit offenen Sinnen gelesen hat, wird nicht nur ein beglückend neues, eben wesentliches Verhältnis zu Goethe haben, er wird selber reicher und reifer sein. Es gelingt diesem Buch, was weder dem hochmütigen Positivismus der deutschen Literaturwissenschaft noch dem ameisenhaft emsigen amerikanischen Prägung noch dem heroisierenden in den Fußstapfen Gundolfs noch dem ironisierenden der Franzosen erreichbar ist. Es ist aus Liebe und Verehrung geboren und ist doch Wissenschaft, aber eine Literaturwissenschaft, die darum weiß, daß es für ihre spezifische Wahrheit nicht genügt, Fakten zu eruieren, sondern Erlebtes und Gestaltetes der Vergangenheit zu lebendiger Gegenwart, historisch vertiefter Gegenwart zu machen und damit dem wahren Wesen europäischen Kulturbewußtseins Genüge zu tun.